

Title	Individuen in der Bredouille zwischen Kulturen : Seijôki no kikoennai heya von Levy Hideo und Family Business von Kometani Fumiko
Sub Title	異文化の狭間で苦闘する人々：リービ英雄著『星条旗の聞こえない部屋』と米谷ふみ子著『ファミリー・ビジネス』
Author	Klopfenstein, Eduard
Publisher	慶應義塾大学日吉紀要刊行委員会
Publication year	2011
Jtitle	慶應義塾大学日吉紀要. ドイツ語学・文学 (Hiyoshi-Studien zur Germanistik). No.48 (2011.) ,p.53- 65
JaLC DOI	
Abstract	
Notes	伊藤行雄教授 退職記念号 = Sonderheft für Prof. Yukio ITO
Genre	Departmental Bulletin Paper
URL	https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN10032372-20110331-0053

慶應義塾大学学術情報リポジトリ(KOARA)に掲載されているコンテンツの著作権は、それぞれの著作者、学会または出版社/発行者に帰属し、その権利は著作権法によって保護されています。引用にあたっては、著作権法を遵守してご利用ください。

The copyrights of content available on the Keio Associated Repository of Academic resources (KOARA) belong to the respective authors, academic societies, or publishers/issuers, and these rights are protected by the Japanese Copyright Act. When quoting the content, please follow the Japanese copyright act.

Individuen in der Bredouille zwischen Kulturen
 —*Seijôki no kikoentai heya* von Levy Hideo und *Family
 Business* von Kometani Fumiko—

Eduard KLOPFENSTEIN

Dieser Aufsatz ist ein Zeichen freundschaftlicher Verbundenheit mit Prof. Itô Yukio von der Keiô-Universität. Unsere Beziehungen gehen zurück auf den Anfang der achtziger Jahre, als sich Prof. Itô zu Studien- und Forschungszwecken in Zürich aufhielt, und wir in der Japanologie an der Universität Zürich eine Studiengruppe zur modernen Dichtung (*gendaishi*) gegründet hatten. Gerne erinnere ich mich an gemeinsame Bemühungen um japanische oder deutsche Texte, sowohl am ehemaligen japanologischen Seminar an der Mühlegasse in Zürich wie später in Hiyoshi. Inzwischen haben wir uns ein Leben lang um die je andere Kultur bemüht, ohne – zumindest in meiner Wahrnehmung – allzu sehr „in die Bredouille zu geraten“. Möge es noch manches Jahr so weitergehen!

Möglichkeiten und Schwierigkeiten der interkulturellen Verständigung

Führende Politiker, Wirtschaftskapitäne und Vertreter der Finanzwelt, ja auch eine steigende Zahl von Universitätsangehörigen besonders naturwissenschaftlich-technischer Ausrichtung halten heute unsere Welt für globalisiert und betrachten kulturelle oder sprachliche Unterschiede nur noch als nebensächlich oder gar als lästige Störfaktoren. Selbst in den Sozialwissenschaften gibt es immer mehr Stimmen, die uns ein wenig differenziertes Englisch als allgemein gültige „Wissenschaftssprache“ aufdrängen wollen. Für Kultur- oder Geisteswissen-

schaftler ist dies ein anmaßendes, quasi imperialistisches Gehabe. Sie betrachten die Vielfalt menschlicher Existenzformen und kultureller Tätigkeiten in all ihren räumlichen und zeitlichen Dimensionen als einen Reichtum, den es zu erhalten und zu erforschen gilt; für sie ist eine „Welt-Einheitskultur“ weder Wirklichkeit noch in irgendeiner Form wünschbar.

Das führt keinesfalls zu einem totalen Kulturrelativismus. Es wird nicht bestritten, dass universelle Bedingungen des Lebens wie Fortpflanzung oder Nahrungsbeschaffung und daraus folgende Aktivitäten existieren, und dass es gewisse universelle Werte wie etwa die Menschenrechte gibt, denen dringend überall zum Durchbruch verholfen werden müsste. Aber es sind die Differenzen bei der Befriedigung der Bedürfnisse oder bei der Ausübung handwerklicher und geistiger Tätigkeiten, auf die es ankommt und die eine Kultur konstituieren.

Wir stehen nach wie vor einer unüberschaubaren Fülle von Manifestationen materieller und immaterieller Art gegenüber: Artefakten, Werthaltungen, Organisations-, Kommunikations- und Kultformen, die zur Kenntnisnahme und zum Vergleich herausfordern und die je nachdem auch Schwierigkeiten oder gar Auseinandersetzungen nach sich ziehen können. Eine Beschäftigung mit solchen Fragen kann sich auf verschiedenen Niveaus bewegen. Einleitend sei versucht, das weite Feld in vier verschiedene Bereiche abzustecken.

— Erstens kann man sich auf einer sehr allgemeinen, abstrakt-intellektuellen, theoretischen Ebene bewegen. Es geht dabei um Vorgänge wie die Übernahme oder Ablehnung von Ideen, Begriffen, Konzepten, wissenschaftlichen Methoden und Theorien, religiösen Vorstellungen und Weltbildern. Das kann durchaus anregend und fruchtbar sein, es kann aber im schlechten Fall auch zu fatalen Verallgemeinerungen, zu Abgehobenheit, ja zu einer Art intellektuellen Arroganz führen, die dann in Theorien mündet wie den „Kampf der Kulturen“ von

Huntington, einem seltsamen Gegenstück zum verbreiteten Globalisierungsgeschwätz.

— Zweitens geht es auf einer konkreteren Ebene um das Überwinden von Sprachbarrieren, um Übersetzungsfragen, um künstlerischen Austausch, z. B. um das Problem, wie man literarische Formen (etwa Verse oder Gedichtformen) von der einen in die andere Sphäre überführen kann, ohne Verfälschung oder allzu großen Verlust.

— Drittens nehmen die materiellen Beziehungen einen breiten Raum ein: Austausch von Gütern und Waren, von Know-how und Technologien, nicht zu vergessen den ganzen kulinarischen Bereich, mit allem, was dabei an sachbedingten oder emotionellen Schwierigkeiten und Missverständnissen auftauchen kann.

— Schließlich gibt es viertens den umfangreichen Bereich der täglichen Verrichtungen, der gesellschaftlichen Abläufe, der offenen und versteckten Prämissen im Zusammenleben, der Sitten, Gebräuche und Wertvorstellungen – ein besonders dankbares Feld nicht nur für wissenschaftliche Untersuchungen, sondern für alle persönlich, beruflich oder sonstwie Betroffenen. Gerade hier werden die Verständigungsprobleme auf einer individuellen Ebene besonders virulent. Alle Menschen, die zwischen Ländern hin und her pendeln, (ich denke hier nicht in erster Linie an den reinen Tourismus), sind ganz konkret involviert. Nicht zuletzt sind auch die Forscher selber nicht nur als außenstehende Beobachter, sondern auch als persönlich betroffene Individuen, als beschränkte menschliche Wesen, involviert.

Kulturelle Divergenz und Literatur

Vielleicht wendet dennoch jemand ein: Wie relevant sind denn eigentlich solche Fragen der Divergenz zwischen Kulturen heute noch? Leben wir nicht in einer Welt, wo jeder in kürzester Zeit überall hin gelangen kann?

Bewegen sich nicht Millionen von Menschen frei zwischen Ländern, Kontinenten und Kulturen hin und her – Leute die einmal hier, einmal dort arbeiten, einmal hier, einmal dort zu Hause sind; darunter auch viele, die von klein auf in verschiedenen Weltgegenden, mit verschiedenen Sprachen aufgewachsen sind? Gibt es da eigentlich noch Probleme? Oder, falls Probleme auftauchen, sind es nicht einfach Probleme persönlicher Beschränktheit, von geringem Allgemeininteresse?

Auf den ersten Blick könnte das so scheinen. Aber es wäre eine zu simple und oberflächliche Betrachtungsweise. Probleme, offene oder versteckte, sind immer in Rechnung zu stellen. Der Mensch ist weder emotional noch geistig so weit, dass er der neuen Situation immer und überall gewachsen wäre. Es ist ein Privileg der Literatur, dass sie solche Schwierigkeiten in einem konkreten Erzählzusammenhang exemplarisch, meist in zugespitzter Weise und unterhaltsam verdeutlichen kann. Die Literatur kann in Einzelschicksalen soziale und psychische Vorgänge in all ihren komplexen Verflechtungen sichtbar machen. Diese Möglichkeit fasziniert. Sie soll hier an zwei zeitgenössischen japanischen Erzählwerken verdeutlicht werden.

Die japanische Literatur stößt erst in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts so richtig zu dieser Thematik vor. Ich spreche hier nicht von den Autoren der Meiji-Zeit oder der Vorkriegszeit wie z. B. Mori Ôgai, die zwar solche Themen auch – aber unter völlig anderen Gegebenheiten – aufgegriffen haben. Nach dem 2. Weltkrieg gibt es in den sechziger Jahren Vorläufer wie etwa Kaikô Takeshi mit seinem Roman *Natsu no yami* und anderen Werken, oder Ôba Minako, die viele Jahre ihres Lebens in Alaska verbracht hat und diese Situation in ihren Erzählungen spiegelt. Danach aber wurde, wie man weiß, die Literatur der siebziger Jahre von der sogenannten ‚Introvertierten Generation‘ bestimmt. Erst Ende der siebziger Jahre und anfangs der achtziger Jahre kommt eine jüngere, nach dem 2. Weltkrieg geborene Schriftstellergeneration zum Zug, die

unter völlig neuen gesellschaftlichen Verhältnissen gross geworden ist.

Ganz allgemein gesehen wird in den achtziger Jahren allseitig die Forderung nach Internationalisierung erhoben. ‚Kokusaika‘ ist ein Schlüsselwort dieses Jahrzehnts. Gemeint ist: Die japanische Gesellschaft müsse, nachdem das Land zur wirtschaftlichen Großmacht aufgestiegen sei, sich nun auch von innen her zur Welt hin öffnen und international kompatibel werden. Wie weit dies gesamtgesellschaftlich Wirkung gezeigt hat, kann hier nicht diskutiert werden. Aber jedenfalls zeugt die Literatur der jungen Generation von solcher Öffnung. Ich habe deshalb bereits vor zwanzig Jahren diese Schriftsteller ‚Die Internationalen‘ genannt, eine Bezeichnung, die mir immer noch zutreffen scheint. Ich nenne einige Namen von Hauptvertretern dieses Jahrzehnts: Aono Sô (*1943), die beiden Murakami: Murakami Haruki (*1949) und Murakami Ryû (*1952); sodann Ikezawa Natsuki (*1945), Tatematsu Wahei (*1947), Tanaka Yasuo (*1956), sowie die Schriftstellerinnen Masuda Mizuko (*1948) und Yamada Eimi (*1959). Auch die etwas jüngere, sehr bekannte Yoshimoto Banana (*1964) kann hier dazugezählt werden.

Diese Schriftstellerinnen und Schriftsteller beschreiben in der Regel eine Welt von jugendlichen Großstadtbewohnern, die nur noch wenig Traditionsbezug haben, dafür aber in ihrem Bewusstsein und Lebensstil in mannigfacher Weise auf ausländische Einflüsse und Bezugsorte ausgerichtet sind. Einige dieser Autoren sind selber auch Übersetzer, übernehmen fremde Schreibmuster und versuchen so über ihre Vorstellungskraft mehr Internationalität zu erreichen. Andere sind zudem ausgiebig in der Welt herumgereist oder haben längere Zeit im Ausland gelebt (z. B. Aono Sô und Ikezawa Natsuki). Und es gibt als neue Erscheinung Vereinzelte, die ihr Lebenszentrum endgültig ins Ausland verlegt haben und z. T. sogar in der fremden Sprache schreiben: Kometani Fumiko (*1930, USA) und Tawada Yôko (*1960, Deutschland). Schließlich trifft man zum ersten Mal auch auf das Gegenteil: einen Nicht-Japaner, der auf der Suche

nach einer neuen sprachlichen und kulturellen Heimat in der Mitte der achtziger Jahre japanisch zu schreiben beginnt und Erfolg hat: Der Amerikaner Levy Hideo (*1950).

Levy Hideo

Auf ihn möchte ich zuerst hinweisen. Denn er ist geradezu das Musterbeispiel für die im Titel angesprochenen ‚Individuen, die zwischen Kulturen in die Bredouille geraten‘. Sein Erstling trägt den Titel *Seijōki no kikoenaï heya* (Ein Zimmer, in dem das Sternenbanner nicht zu hören ist).

Die Geschichte spielt in Yokohama in den späten sechziger Jahren, als die Studentenbewegung und die Proteste gegen den Vietnam-Krieg ihren Höhepunkt erreicht hatten. Ben Isaac, ein siebzehnjähriger Junge, dessen Vater als amerikanischer Konsul in Yokohama stationiert ist, lebt im Konsulat. Abneigung gegen sein Heimatland Amerika und die Rebellion gegen seinen Vater treiben ihn in die Flucht. Seltsamerweise verfällt er dem Klang der japanischen Sprache, obwohl er sie noch kaum spricht. Auf seinen Wanderungen durch Tôkyô kann er zunächst kaum ein Zeichen entziffern, und die Laute, die aus der Menge an sein Ohr dringen, ergeben keinen Sinn. Aber irgendwann sinken die Töne mit einer Art Erleuchtung in sein Bewusstsein. Er rennt aus dem Konsulat weg und findet mit Hilfe eines japanischen Freundes vom Lande, der noch nicht der großstädtischen Blasiertheit verfallen ist, temporäre Arbeit und Unterschlupf im Trubel des Stadtteils Shinjuku. Es gelingt ihm, aus seinem Käfig in eine neue Sprache und eine neue Welt auszubrechen.

Entscheidend ist die Vorgeschichte dieses Jugendlichen. Er ist als Diplomatenkind an verschiedenen Orten in Süd- und Ostasien aufgewachsen, wird in Missionsschulen erzogen und fühlt sich nirgends wirklich zugehörig. Dazu kommt die Trennung der Eltern, er geht mit der Mutter nach Amerika zurück, der Mutter, die die Scheidung nicht verwirnen kann und psychisch

angeschlagen ist. Auch Amerika ist nicht sein Zuhause. Die Sache kompliziert sich dadurch, dass sein Vater als amerikanischer Jude eine Katholikin geheiratet hatte und nach der Scheidung sich mit einer Chinesin zusammentut, was bedeutet, dass ihn seine jüdische Familie quasi als Verräter ausgestoßen hat. Während seiner Zeit in Amerika beschafft sich Ben einmal irgendwie die Telefonnummer seiner Großmutter. Er ruft sie an und nennt seinen Namen; nach einem langen Schweigen knallt die Großmutter den Hörer auf die Gabel; sie hat nichts mit ihrem Sohn und ihrem Enkel zu schaffen! Nach dem Schulabschluss soll sich Ben für ein Jahr bei seinem Vater im amerikanischen Konsulat in Yokohama aufhalten, und es kommt zu der oben geschilderten Entwicklung. In einer an sich abweisenden, freundlich ausschließenden japanischen Umgebung sucht und entdeckt Ben mit Hilfe seines japanischen Freundes eine Heimat, sprachlich, kulturell und auch lokal festgelegt: Es ist der Stadtteil Shinjuku, das Quartier, zu dem er sich allmählich hintastet und wo er irgendwann das Gefühl hat: Ja, hierhin gehöre ich.

Beifügen muss man, dass diese Geschichte weitgehend autobiographisch ist!

Kometani Fumiko

Autobiographisch geprägt sind auch die Schriften von Kometani Fumiko. Und es gibt im Roman *Famiri bijinesu* (Family Business) eine weitere Parallele, insofern auch hier das amerikanische Judentum involviert ist. Sonst ist die Situation ziemlich unterschiedlich. Kurz angedeutet geht es um Folgendes:

Hauptfigur ist eine japanische Kunststudentin, die in Osaka aufgewachsen ist, zum Studium nach Amerika geht, dort hängen bleibt und einen jüdischen Schriftsteller heiratet, zwei Söhne zur Welt bringt (wovon einer geistig behindert ist), sich als Künstlerin etabliert und als solche immer wieder Japan besucht – natürlich auch um ihre alte Mutter und die Geschwister

zu treffen. Ihr Lebenszentrum ist zwar in Kalifornien. Sie hat sich in hohem Maß der amerikanischen Lebens- und Denkweise angepasst, ist aber in vielen Dingen extrem kritisch eingestellt, besonders auch gegenüber der jüdischen Verwandtschaft ihres Mannes. Doch dasselbe gilt genauso für Japan. Sie träumt zwar davon, einmal in Ihre Heimat Kansai zurückzukehren und nach Herzenslust ihren angestammten Dialekt zu sprechen. Auf der anderen Seite hat sie sich den sozialen Beziehungen und Umgangsformen entfremdet. Sie empfindet vieles als lächerlich, absurd und ungerecht. Sei es das Drum und Dran einer Totengedenkfeier für eine Tante im Tempel oder gegen Schluss die als große Satire ausgemalte Jahresversammlung des Kansai-Kunstvereins. „Japan ist ein stressiges Land, es geht mir auf die Nerven“, sagt sie einmal.

Das Dilemma, zwischen zwei Kulturen zu pendeln, wird schon ganz am Anfang formelhaft angedeutet durch den Satz: „Auch diesmal war ich für ein halbes Jahr weg gewesen – von Japan aus betrachtet. Von Amerika her gesehen heißt das, ich war ein halbes Jahr da.“ Je nach Perspektive ist sie also immer gleichzeitig anwesend und abwesend, wo sie sich auch befinden mag – eine Art Schwebezustand des Bewusstseins.

Ein besonders dankbares Feld für Vergleiche und Kritik sind religiöse Fragen. So die Frage, nach welchem Ritus die bereits 87jährige Mutter bestattet werden möchte. Und von da ausgehend, wie sich die komplexen religiösen Verhältnisse in den Familien auf beiden Seiten des Pazifischen Ozeans gestalten. Der folgende etwas längere Textabschnitt ist ein hübsches Beispiel nicht nur für das hier angeschnittene Thema, sondern auch für den Stil und die Tonlage von Kometanis Schreibweise.

Väterlicher- und mütterlicherseits ist mein Elternhaus buddhistisch, nur Oma Oharu hat in ihrer Familie den Aufstand geprobt und ist zum Christentum übergetreten. Die Familie, in die ich eingehiratet habe, ist

jüdischen Glaubens, aber mein Mann David ist Atheist, und ich gehöre gar keiner Religion an. Die Beerdigungsgesellschaft in Los Angeles hat gesagt, dass mein Leichnam verbrannt und die Asche ins Meer gestreut wird. Aber da heutzutage die Wasserverschmutzung sehr stark ist und wir Lebensmittel mit Zusatzstoffen und karzinogenen Substanzen essen, denke ich nun eher daran, mit meiner Asche einen Rosengarten düngen zu lassen..., um die Wasserverschmutzung durch meine Asche nicht noch zu verschlimmern; es liegt mir wirklich am Herzen, wie die Hinterbliebenen dafür sorgen.

David sagte, dass ich, wenn ich eher als er sterben würde, neben dem Grab seiner älteren Schwester begraben würde, zu der ich ein schlechtes Verhältnis hatte. Dann könnte ich nicht in Frieden ruhen. Als ich ihm entgegnete „Bloß nicht“, neckte er mich:

„Nach dem Tode kommt nichts mehr, wer hat das denn bitte gesagt? Hast du nicht gemeint, dass du nicht an ein Leben nach dem Tod glaubst?“

„Wenn du so etwas tust, dann kann ich unmöglich als erste von uns beiden sterben.“

„Wo liegt das Problem? Es steht doch bereits fest..., dass du länger leben wirst als ich.“

„Wieso steht das fest?! Da ich ja so extrem zu leiden habe, sterbe ich bestimmt vor dir.“

„Worunter leidest du denn bitte?“

„Ist doch klar. Es ist ein ganz schöner Stress, in ein anderes Land zu gehen und dort jahrelang zu leben! Außerdem sind alle und jeder, der geistig behinderte Ken und die Familie, einschließlich der Verwandten, schwer zu handhaben.“

„Nein, es ist erblich bedingt, dass du länger leben wirst. Warum

möchtest du nicht eher sterben als ich?“

„Habe ich doch gesagt, da ich befürchte, dass ich neben meiner Schwägerin begraben werde. Wenn man tot ist, machen die Lebenden, was sie wollen.“

„Ich wollte dich ja nur ein bisschen erschrecken, aber mach dir bitte keine Sorgen, denn man kann dich dort gar nicht begraben, weil du nicht jüdisch bist.“

„...?? Was! Dass ich nicht auf diesem Friedhof begraben werden kann, nur weil ich nicht jüdisch bin, wäre in unserer Zeit eine Diskriminierung ohnegleichen!“

Wut stieg in mir auf. Wie widersprüchlich es auch sein mochte, ich konnte nicht umhin, aus Protest darauf zu bestehen, dort begraben zu werden – und sei es auch lebendig! Ich erschrak vor mir selbst.

„Hast du vorhin nicht gesagt, dass du dort nicht begraben werden möchtest?“

„Und wenn schon, Diskriminierung ist Diskriminierung. Dagegen muss protestiert werden.“

„Der Friedhof ist ein heiliger Ort.“

„Ja, so etwas wie Jerusalem oder Mekka. Der Ehemann deiner Cousine wird auch dort begraben werden. Wenn er dort rein kommt, dann muss ich auch dort rein!“

„Er ist Jude! Für die Juden ist der Friedhof der Juden ein heiliger Ort. Gläubige Juden sagen ‚Die Together‘.“

„Wenn dem so ist, könnte man den Wunsch, dass alle gemeinsam sterben, am effektivsten erfüllen, indem man eine Atombombe benutzt.“

„Du hast keine Ahnung von der Psyche der Gläubigen!“

„So ist es, von so was habe ich keinen blassen Schimmer.“

„Die Religion wirbt um Menschen, indem sie ihnen die Angst vor dem

Tod einflüstert! Deshalb sind Friedhöfe wichtig. Religion ist schon was wirklich Blödsinniges! Aber du glaubst ja an Gott.“

„No“, sagte ich mit lauter Stimme.

„Aber du glaubst an die DNA. Wenn man an irgendetwas glaubt, kommt es dann nicht auf dasselbe heraus, wie wenn man an Gott glauben würde?“

„Nein, Gott und die DNA unterscheiden sich. Die DNA ist ein Naturphänomen. Aber du hast doch vorhin gesagt, dass ich auch lange leben werde, weil Grandma mit siebenundachtzig noch rüstig ist. Also glaubst du an die DNA!“

Da ich den Wunsch geäußert hatte, nach dem Tod eingäschert zu werden, hatte sich David vielleicht insgeheim gefreut, da es dann zu keinem Streit mit den Verwandten kommen würde. Jetzt, da ich mit ihm über meine potentielle Diskriminierung auf dem Friedhof gesprochen hatte, war es mit seiner Ruhe möglicherweise vorbei. Dann sagte er etwas zu mir, was nicht weniger kurios klang als mein Argument: „Ich habe der amerikanischen Armee gedient. Leute, die auf irgendeine Weise der Armee angehört haben, haben alle das Recht auf ein Militärbegräbnis auf dem Arlington Friedhof in Washington, wo sie in Uniform und unter Trompetenklängen begraben werden.“ (Kapitel 2. Übersetzung: E. Giannoulis)

Wie man sieht, geht es hier um ein Wortgeplänkel – Streit wäre zuviel gesagt – zwischen den zwei sehr unterschiedlichen Ehepartnern. Es ist sehr direkt, offen, schonungslos, aber auch satirisch überdreht und daher amüsan. Die Erzählerin hat offensichtlich amerikanische Standards übernommen, was etwa in ihrer Reaktion auf die ‚Diskriminierung‘ zum Ausdruck kommt, komischerweise aber in Bezug auf eine ziemlich ausgefallene Situation. Darin zeigt sich auch

Selbstironie. Die Erzählerin ist sich ihrer oft irrationalen, widersprüchlichen Reaktionen und Gefühle bewusst, was den Leser einigermaßen mit ihr versöhnt. Aber im Ganzen kommt hier doch eine offensichtlich durch kulturelle Differenzen erzeugte Gereiztheit zum Vorschein. Die Erzählerin ist weder mit Amerika noch mit Japan noch mit ihrem Partner noch mit sich selbst im Reinen und zufrieden. Das heißt, es handelt sich wie oben gesagt um einen Zustand, in dem das Individuum, je nach Perspektive, immer irgendwo abwesend und daher auch nirgends zu hundert Prozent anwesend ist: Ein immerwährendes Dazwischen, das aufs Gemüt schlägt und sich aus Selbstschutz einmal in Aggressivität, ein anderes Mal in beißenden Spott oder in Ironie flüchtet.

Man darf solches nicht einfach als persönliches Versagen abtun, sondern man sollte es ernst nehmen. Ist das nicht eine nachvollziehbare menschliche Reaktion in einer solchen Schwebesituation? Letztendlich geht es hier nicht um sogenannte Kulturkompetenz, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Verständnis, Empathie, von intellektuellem oder fühlendem Mitempfinden aus einer gewissen Distanz heraus. Sondern es geht darum, wie man als direkt Betroffener mit einer solchen Situation zurechtkommt, ob man als Einzelner zwei Kulturen je vollständig in sich selber zu integrieren vermag. Ein Mensch, der das zu hundert Prozent schafft, dürfte die absolute Ausnahme sein.

* * *

Denken wir nochmals zurück an den Jugendlichen Ben Isaac in der Darstellung von Levy Hideo. Oberflächlich gesehen müsste dieser zweifellos begabte und intelligente Junge ja die besten Voraussetzungen für den perfekt globalisierten Menschen haben, der sich überall in gleicher Weise souverän bewegt und wie zu Hause fühlt. In unseren Augen mag diese Ausgangslage als eine ungewöhnliche Chance für einen jungen Menschen erscheinen: Geburt und Kindheit in Amerika, Aufwachsen an verschiedenen Orten in Ostasien, dann wieder in Amerika und danach in Japan. Aber das führt hier nur zur Entfremdung

von allem Bisherigen, auch von den jüdischen Wurzeln, (die schon sein Vater hinter sich gelassen hat). Nein, er sucht sich nicht nur eine neue Heimat, sondern auch eine neue Sprache! Oder man könnte sagen: Sie kommt, trotz aller in der japanischen Gesellschaft offen oder verborgen wirkenden Widerstände, fast wie ein Erleuchtung über ihn. Der, wie es scheint, zu einer globalisierten Existenz Prädestinierte oder Verdammte lässt als Siebzehnjähriger alles hinter sich zurück und schlägt neue Wurzeln in einer zunächst fremden Welt. Gewiss ein seltener Fall, aber einer, der uns zu denken geben sollte.

Quellenangaben

Kometani Fumiko. ‚Famirî bijinesu‘. *Shinchô* 5, 1996. Buchausgabe: Shinchôsha 1998.

Ribi Hideo (Levy Hideo). ‚Seijôki no kikoenaï heya‘. *Gunzô* 3, 1987 / 10, 1989 / 11, 1991. Buchausgabe: Kôdansha 1992.

Anmerkung: Beide Werke wurden in das ‚Japanese Literature Publishing Project‘ (JLPP) des Japanischen Amtes für kulturelle Angelegenheiten (Bunkachô) aufgenommen. (Verantwortlicher Herausgeber für den deutschen Sprachraum: Eduard Klopfenstein). Siehe: **www.jlpp.net**

Family Business wurde von Elena Giannoulis, *Seijôki no kikoenaï heya* von Matthias Adler ins Deutsche übersetzt. Die bereits fertig gestellten Übersetzungen werden voraussichtlich in den Jahren 2011–2012 in deutschsprachigen Verlagen erscheinen.